



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eugen Dühring und die Größen der modernen Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der einem wenigstens einen anständigen Rock und ein paar ganze Stiefel borgt, dann kann man lange nach Arbeit laufen. Und nun erst die Schuldigen, die halb und ganz Verkommenen! Selbstverständlich sind sie für den Staat und die Gesellschaft eine Plage, und eine Gefahr für Eigentum und Leben; es wird dem Staate nicht verdacht werden können, wenn er sich ihrer ohne viel Sentimentalität nach Kräften erwehrt. Aber die Strafe ist diesen Leuten gegenüber nur eine stumpfe Waffe, man ist eben außer stande, ihnen ein größeres Leiden, eine größere Demütigung aufzuerlegen, als sie gewohnt sind. Man müßte sie denn im wunderschönen Monat Mai, wo sie sich gerade einmal im warmen Sonnenschein wohl sein lassen wollen, einsperren und bei Anbruch des Winters vor die Thür setzen: da friere, du Hund! Nicht anders liegt die Sache bei vielen, die wegen kleiner Eigentumsvergehen zu Strafen kommen. Natürlich stehlen viele auch ohne Not, nur dem eignen Triebe gehorchend, weil sich gerade Gelegenheit zum Stehlen bietet, oder weil stehlen nun einmal ihr Handwerk ist. Aber es ist doch Thatsache, daß starke Kälte, ein langer Winter, teure Lebensmittel die Gefängnisse füllen, und daß wieder weniger gestohlen wird, sobald sich die Verhältnisse bessern. Wenn man in die Wohnung vieler Armen kommt und ihr Elend sieht, dann begreift man, daß bei ihnen jede Strafe versagen muß. In ihrem ewigen Kummer, unter dem ständigen Druck der Not erstirbt ihr Ehrgefühl, die Scheu vor Schande und das feine Gewissen erfriert und verhungert gleichsam. Viel Sinn hat es auch nicht, von ihnen zu verlangen, daß sie nach Verbüßung ihrer Strafe sittlicher handeln sollen als vorher, während ihre häusliche Not wahrscheinlich inzwischen noch viel größer geworden ist. Jedenfalls werden sie in der Anstalt nicht gerade verdorben, denn sie sind auch draußen nicht an bessere Gesellschaft gewöhnt, als sie sie im Gefängnis vorfinden.

(Schluß folgt)



Eugen Dühring und die Größen der modernen Litteratur



er schöngeistigen Litteratur, wenigstens der der eignen Nation, entzieht sich kein Gebildeter. Sie wirkt schon von den Schulen her auf ihn, und die Autorität, die ihren Größen beigemessen wird, erstreckt sich auf das Fühlen und Denken in wichtigen Beziehungen und Lebensangelegenheiten. Diese nicht bloß ästhetischen, sondern auch moralischen Einwirkungen sind aber in beiderlei Ge-

stalt sehr gemischt. Überdies wirkt nicht alles Gute, was wirken könnte und sollte. Manches ist zurückgesetzt oder unterdrückt. Mit dem Guten ist das Schlimme oft eng verwachsen und führt sich in den von der Autorität befangnen Geist mit ein, als wäre es auch ein Muster. Litteraturgeschichten bieten gegen solche Übelstände, die ich zuerst an mir selbst erfahren habe, so gut wie keine Gegenmittel. Sie beschränken sich auf einige herkömmliche ästhetische Sonderungen unzulänglicher Art und lassen in andern Punkten, namentlich in den Fragen nach dem Charaktertypus, ganz im Stich. Die Autorität, von der sie befreien sollten, wuchet auf ihnen selbst. In ihnen ist weder Wille noch Fähigkeit anzutreffen, dem Publikum das zu leisten, dessen es am meisten bedarf. Sie bestärken vielmehr in dem, was jetzt kritisch wegzuschaffen ist.

Mit den vorstehenden Sätzen leitet E. Dühring ein nicht sehr umfangreiches, aber höchst inhaltreiches Buch ein, das in zwei Bänden unter dem Titel: *Die Größen der modernen Litteratur*, populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt (Leipzig, C. G. Naumann, 1893 bis 1894) hervorgetreten ist und im Guten und Schlimmen die ernsteste Beachtung aller fordert, denen die Litteratur noch als Lebensmacht, als die Krone des geistigen Daseins der Völker und namentlich des eignen Volks gilt. Die Doppelnatur des Dühringschen Buches tritt schon aus den angeführten Worten deutlich hervor: der Verfasser will den Sinn für die Schöpfungen der Poesie läutern, die Forderungen erhöhen, das Unterscheidungsvermögen schärfen, dem Genuß der Dichtung ein Bewußtsein unterlegen, daß das Schöne nichts sei ohne das Edle und Wahre. Da nach seiner Überzeugung „Thaten, Kampf und Liebe, sowie die Eindrücke, die von der Natur ausgehen, welche zu alledem die Umgebung bildet, die Gegenstände der litterarisch-künstlerischen Gestaltungskraft sind,“ so folgert er leicht: „Sind die Thaten nicht gut, die Gefühle nicht edel und die Gedanken nicht wahr, so hat auch die Kunst, von der sie vorgebracht werden, keinen stichhaltigen Wert. Sie mag als bloße Form ein wenig bedeuten; aber streng genommen sinkt ihr Wert noch unter Null, wenn sie sich dazu herabwürdigt, das Schlechte, das Unedle und das Unwahre zu beschönigen.“ Und auf alle Fälle läßt er nicht den geringsten Zweifel darüber, daß er die in seinem Sinne höchsten Maßstäbe an alle Werke der poetischen Litteratur anlegen und jede Wertschätzung der Schöpfungen, die diesen Maßstäben nicht gewachsen sind, zu beseitigen beabsichtigt. Man braucht nicht besonders tief in Dührings Darstellung hineinzulesen, um zu empfinden, daß in diesem Werke ein Hauch von dem Geiste des Kalifen Omar lebt, der der Sage nach die Verbrennung der Bibliothek von Alexandrien mit den Worten gerechtfertigt hat: entweder stehe der Inhalt der dem Untergang geweihten Bücherschätze im Koran, und dann seien sie überflüssig, oder sie enthielten etwas andres als das heilige Buch, und dann seien sie verderblich.

Wir sind neuerdings an diesen Propheten- und Kalifengeist und Stil so gewöhnt worden, daß er uns kaum mehr auffällt. In dem Getümmel des Kampfes aller gegen alle glaubt sich mehr als ein Rufer im Streit nur durch erhöhten Ingrimm und schärfern Hohn wider die Gegner noch vernehmlich zu machen. Die warme, sichere, aber ruhige Würdigung des echten poetischen und künstlerischen Verdienstes, die klare, maßvolle, aber bestimmte Abweisung des Unechten, Leblosen und Überlebten sind in Verruf gekommen, es ist ein Ton laut geworden, der zwischen erhitzter Überschätzung und eiskalter Verachtung wechselt. Je stärker eine Darstellung diesen Ton anschlägt, je gewaltfamer und augenfälliger der Bruch mit irgend einer Überlieferung erscheint, um so gewisser erscheint die Aussicht auf Wirkung. Giacomo Leopardi hat vor sechzig Jahren, als hätte er die langen Reihen unwälzender und alarmirender Bücher schon vor sich gesehen, mit denen uns namentlich die letzten zehn Jahre beglückt haben, in seiner Palinodie an Gino Capponi das neueste kritische Tohuwabohu verhöhnt:

O welch ein hoher Geist, welch übermenschlich
Genialer Scharfblick unsrer Zeit! Welch sichres
Philosophiren, welche Weisheit, Gino,
Wird in noch viel erhabnern, rätselvollern
Problemen mein und dein Jahrhundert all
Den künftigen überliefern! Wie beharrlich
Berehrt's heut auf den Knien, was es gestern
Verhöhnt hat, stürzt es morgen schon, und lieft dann
Die Trümmer wieder auf, um übermorgen
Neu aufgerichtet fromm sie zu veräuchern!

Etwas von dem Eindruck, den diese satirischen Zeilen bezeichnen, hinterläßt auch Dührings zweibändiges Werk „Die Größen der modernen Litteratur.“ Mehr als ein Leser mag sich wohl versucht fühlen, gewisse Kapitel und Seiten in die Darstellungsweise einer Zeit umzusetzen, wo die Wahrheit oder das, was einer für Wahrheit hielt, eine minder gellende und herausfordernde Stimme hatte. Aber zu verstehen ist es, wie Dühring zu dem Ton kommt, der sein Werk durchflingt, und warum er von vornherein der Litteraturgeschichte Berechtigung und Befähigung abspricht, über die Schöpfungen der Litteratur zu urteilen. Auch wer mit diesem schroffen Absprechen am wenigsten übereinstimmt, auch wer Dührings Anschauung und Kritik einseitig und übertrieben scharf findet, wird nicht verkennen, daß unsre litterargeschichtliche Wissenschaftlichkeit eine Wendung genommen hat, die je länger je mehr das sichere Urteil gefährdet, die Empfindung verwirrt, der alexandrinischen Schätzung des Geringwertigen, Charakterlosen und Außerlichen Raum schafft. Die ausschließliche Untersuchung der Stileigentümlichkeit bestimmter litterarischer Perioden, bei der die persönliche Kraft, die Phantasie und der Charakter der Dichter leicht zur Nebensache wird, die den Schutt und Wust des Gleichartigen aufwühlt und

zur Verstärkung ihrer Beweise in Ansehen setzt, während sie das Selbständige, das Abweichende, das subjektiv Eigentümliche, das einmal vergessen ist, ruhig der Vergessenheit überläßt, die auf die Erkenntnis des eigentlich schöpferischen Elements in den Talenten so gut wie verzichtet, muß den leidenschaftlichsten Widerspruch jedes gesunden Gefühls wachrufen. Man braucht nur die Anwendung dieser Einseitigkeit auf die Gegenwart zu beobachten. Der vermeintliche „Stil der Periode“ findet sich unter dem ganzen Haufen der einander zum Verwechseln ähnlichen Schriftsteller, die das gleiche abscheuliche, zerhackte und zerrupfte Deutsch schreiben, das geschlechtliche „Problem“ breit erörtern, ihr „Milieu“ im Straßendunst der Industriestadt und im Qualm der Aneipe suchen. Was rechts und links davon besseres Deutsch schreibt, wessen Blick für größeres und gesünderes Leben offen ist, wessen Sinn reinere Luft verlangt, das fällt aus dem Stilprinzip der Periode heraus und ist darum für die methodisch geschulten Seminarzöglinge, die mit der „Ästhetik“ Genußfähigkeit, Empfindung und Urteil zugleich über Bord geworfen haben, einfach nicht vorhanden. Vergewärtigt man sich, was die blinde Unterwürfigkeit unter eine Untersuchungs- und Darstellungsweise, die ebenso viel Mode als Methode einschließt, bewirkt, welche Hügel, ja Berge leblosen Materials sie aufgehäuft hat, so wird der Ingrimm eines Beurteilers begreiflich, der wie Dühring „eine feinere Ästhetik als die bisherige und die entschiedne Bethätigung einer eigentlichen Charakterkritik individueller wie nationaler Art“ verlangt und natürlich zu geben beabsichtigt. Auch das muß dem Philosophen, der die Litterarhistoriker von der Bank schiebt, um uns selbst zu belehren, ohne weiteres eingeräumt werden, daß die neuere Litteraturgeschichte und Kritik die sittliche Seite alles litterarischen Schaffens und Lebens mit viel zu souveräner Gleichgiltigkeit behandelt hat. Die an sich berechnete Lösung „Die Kunst um der Kunst willen!“ ist mißverständlicher- und mißbräuchlicher Weise zu einer völligen Gleichgiltigkeit gegen den innern Gehalt, gegen die edle oder gemeine Natur der Vertreter der poetischen Litteratur aus- und umgedeutet worden. Eine traurige Empirie, die sich gründlich nennt, bemüht sich, die Unterschiede zwischen dem sittlich Hohen und dem leichtfertig Flachen möglichst zu verwischen, jeden festen Kern in die breiten Bettelsuppen des Zeitgeschmacks und der Zeitstimmung aufzulösen. Kein Wunder, wenn sich demgegenüber eine Anschauung rücksichtslos geltend macht, wie die, die Dühring in den Worten zusammenfaßt: „Sicherlich kann die bloß künstlerische Form, wie etwa das Metrum oder eine gewisse Gewandtheit im Gebrauch der Sprache, auch außer Zusammenhang mit dem Charakter etwas bedeuten, wie ja rund und eckig, blau und grün an sich mit dem Sittlichen nichts zu thun haben. Abstrakte Eigenschaften eines Kunstwerks von formeller Natur mögen daher bisweilen ganz isolirt zu beurteilen sein, obwohl auch schon in dieser Beziehung genug Zusammenhang mit dem Charakter in Frage kommen kann. Schon der bloße Gang und die bloße Hal-

tung eines Menschen verraten oft genug nicht wenig von seinen sittlichen Eigenschaften; ähnlich können es Gang und Haltung von Versen und von Prosa thun. Wo es sich aber nicht um gesonderte Eigenschaften, sondern um das Ganze eines Kunstwerks oder gar um die gesamte künstlerische Thätigkeit eines Menschen handelt, da sind die Fragen nach dem sittlich Guten, ja auch nach dem wissenschaftlich Wahren ebenso sehr am Orte, wie die nach dem ästhetisch Richtigen und dem formell Schönen."

Es ist nicht Zufall und Willkür, daß solche Stimmen laut werden, und es wäre der Gipfel der Thorheit, ihnen völlig das Ohr zu verschließen. Auch glaube man nicht, daß die maßlose Übertreibung, die leidenschaftliche Einseitigkeit, deren sich die Vertreter der charakterisirten Anschauung, allen voran E. Dühring, schuldig machen, uns schon von der Untersuchung lossprechen dürfe, inwieweit sie dennoch Recht haben, wo sie mahnend und aufrüttelnd wirken können, wo sie in der That eine nochmalige scharfe Prüfung der herrschenden Überlieferungen veranlassen sollten. Die vernichtendste und leidenschaftlichste Kritik bedeutet nichts, soweit sie bloß ein Ausdruck subjektiven Zornes oder Widerwillens ist, die bescheidenste und maßvollste kann tief wirken, wenn sie einen Punkt trifft, der nie genügend betrachtet, und eine Frage, die nie ausgetragen worden ist. In diesem Sinne darf kein denkender, den Zusammenhang von Kunst und Leben klar empfindender Freund der Litteratur gleichgiltig an Dührings Buch vorübergehen. Wenn es nur die Wirkung hätte, unsre byzantinische Gelehrsamkeit an ihrer Gottähnlichkeit hie und da irre zu machen, die kraftvolle Betonung des ideal Charaktervollen zu wecken, die Sehnsucht nach der sichern Bildung zu verstärken, die das Korn erkennt und ergreift, ohne erst lange Spreu zu sieben, so wollten wir die wilden Aufwallungen einer tiefen persönlichen Verbitterung, die Ausschreitungen des philosophischen und des revolutionären Dogmatismus, die unbegreiflichen Unterschätzungen höchster Lebensgüter und die ungerechten Verurtheilungen hochstehender Geister und Werke in den Kauf nehmen, von denen die Darstellung des Verfassers erfüllt ist. Wüßten wir nicht, wie sehr gerade auf das Geschlecht von heute die unerquickliche und unfruchtbare Seite solcher Bücher wie „Die Größen der Litteratur“ wirkt, daß sie ganz im Gegensatz zu Dührings Schlußprophetie die Anarchie vermehren, die Selbstüberhebung des Augenblicks gegenüber allen großen Erscheinungen der Vergangenheit steigern helfen muß, so würden wir dem Werke die größte Verbreitung wünschen. Denn überall, wo es nicht kritiklos als eine neue Offenbarung betrachtet wird, wo man den sittlichen Grundzug des Werkes von seinen Maßlosigkeiten und Irrthümern zu trennen versteht, würde es helfen können, „das litterarisch Gute im Dasein zu fördern, das Schlechte mit der That abzuthun, sich seines Gebrauchs zu enthalten und es so der Vernichtung oder, wenn diese nicht von statten geht, doch wenigstens dem Gesindelgeschmack, den es ja auf jeder gesellschaftlichen Stufe giebt, zur

Teilnahme und Förderung zu überlassen.“ Wo man sich der Thatsache nicht verschließt, daß hohe Gesichtspunkte fruchtbar und förderlich sein können, auch wenn sie mit Mißurteilen im einzelnen gepaart sind, da wird man die Bedeutung gewisser durch das Buch hindurchgehender Anschauungen nicht verkennen. „Man muß rekonstruiren, und zwar im Geistigen wie im Politischen; alsdann kann der menschliche Sinn wieder feste Haltung gewinnen. Man muß reformatorisch verfahren, nicht also derartig, als gälte es erst eine Welt zu schaffen, was ein Widersinn ist, sondern in einer Weise, vermöge deren die Wegschaffung des Baufälligen und der Ersatz durch Wiederaufbau die leitenden Gesichtspunkte bleiben. Dieses Verfahren kann auch den Charakter wieder hinreichend anfrischen und demgemäß, was uns in unserm engern Zusammenhang ja am meisten angeht, auch zu würdigen ästhetischen Leistungen befähigen. Man lasse sich durch landläufige revolutionäre Perspektiven und durch entsprechendes Bramarbasiren nicht täuschen. Beseht man sich die revolutionären Elemente, die sich selber mit so viel Geräusch als Retter ankündigen, so findet man nicht weniger, sondern eher noch mehr Korruption, als sonstwo in der Gesellschaft und im Staate. — Wo etwas nicht beinahe schon von selber einstürzt, da werden die seltsamen Helden von der korrupt revolutionären Spielart, wie sie sich heute aufspielt, auch nichts umstoßen oder wegschaffen. Ähnlich verhält es sich mit dem geistigen Gebiet. Auch da giebt es septische und skeptische Elemente, Gemüt und Verstand zersetzende und desorientirende Bestandteile genug. Unfähig sind sie aber sämtlich, nicht etwa bloß, wo es neu zu bauen und zu schaffen gilt, sondern auch schon da, wo ernsthafte und großartige Wegräumungen in Frage kommen. Auch da sind diese kleinen Anzehrer, die nur Fäulnis und Fäulnisdünste verbreiten, unmittelbar kraftlos.“ Oder: „Die Kluft zwischen ästhetischer Haltung und charakterhafter Bedeutung kann in doppelter Beziehung eine große sein, je nachdem der Mangel auf der einen oder der andern Seite zu finden ist. Fragt man in erster Linie nach der erziehenden und bildenden Wirkung der Charakterhaltung, so müssen öfter erste Formalgrößen in den Hintergrund treten, und ein ästhetisch kaum zu nennender Dichter kann der charaktergemäß überragende und in dieser Hinsicht auch heilsamer wirkende sein. — Anscheinend, aber auch nur anscheinend sonderbar ist es, daß dieser dichterische sogenannte Realismus sich mit soviel Unrealem, mit soviel Unwirklichkeit so gern gattet. Es rührt dies wohl im tiefern Grunde daher, daß solcher Realismus zwar die Außenseite des Lebens hie und da zugänglich abbilden mag, für das zugehörige Innere ihm aber meist das klare Verständnis abgeht.“ Solche und vielleicht ein Dutzend ähnliche Sätze des Verfassers haben allen Anspruch darauf, in den litterarisch-ästhetischen Erörterungen des Tages nicht übersehen zu werden, die Grundsehnsucht des Schriftstellers nach ideal großen Litteraturschöpfungen und Litteraturwirkungen wäre gerade der Gegenwart heilsam, nur daß offenbar auf dem Wege, den

Dühring eingeschlagen hat, eine so erfreuliche Wirkung nicht zu erwarten ist. Gilt es schon im allgemeinen, daß positives Eintreten für das Vorzügliche, das Entwicklungsfähige weiter fördert, als der leidenschaftliche Angriff auf Scheinwerte und Trugerscheinungen, so wird Kraft und Erfolg des Angriffs vollends geschwächt, wenn er sich gegen eine zu breite Front und wenn er sich gegen Geistesheroen richtet, die, wenn auch so wenig als irgend etwas irdisches unangreifbar, aber die Kraft ihrer Leistungen unverwundbar und unüberwindbar geworden sind. Der Berserkerzorn, mit dem Dühring Lessing als „Theaterlitteraten und Judenanwalt“ in den Staub zu werfen trachtet, Goethes Genius zu „einem leichten, wenn schon eigenwüchsigen Talent zur Gelegenheitslyrik“ herabzudrücken meint, Schiller zwar um seiner Lebensidealität willen preist, aber seine Ideale von unstichhaltiger Art findet, die zur Selbstabschwächung und gleichsam zum Bankrott geführt habe, Rousseau wohl um seiner revolutionären Individualität, um der Freiheit seiner Antriebe und Gefühle willen feiert, aber wegen des Mangels jenes wahren geistigen Stolzes bitter schilt, „der die Unterordnung unter ein sogenanntes höchstes Wesen ungehörig und unedel findet,“ muß die überzeugende Kraft von Dührings Kritik von vornherein schwer gefährden. Einige der „Jüngsten“ werden zwar geneigt sein, ihm für den vermeinten „Sturz“ falscher Größen zu danken, aber er erklärt selber zu oft in seinem Buche (und es ist ihm offenbar bitterer Ernst damit), daß der Fortschritt nicht in der Verflachung, nicht in der Herabziehung alles Hervorragenden liege. „Wo sich Großes nicht mehr gegen das Mittelmäßige abheben kann, da ist schon Rückgang vorhanden und Auflösung im Spiele. Der Kommunismus ist für die geistigen Ausstattungen fast noch unwahrer und ungerechter als für die materiellen. Auch er stützt sich auf die Vorherrschaft der Gemeinheit, ja der Niedertracht. Auch er entstammt, wo er zum Prinzip gemacht wird, den schlechtesten Trieben und den Trieben der Schlechtesten. Was die diebischen und räuberischen Neigungen im Materiellen, das sind Neid und beschränkte Eitelkeit nach der fraglichen Seite hin im Geistigen.“ Dühring greift Goethe und Schiller wahrhaftig nicht zu Gunsten von Ibsen und Tolstoi an. Aber er hat durch eine maßlose und dogmatisch starre Polemik gar zu viele von ihm mit Recht gering geschätzte und beiseite geschobne Talente und Halbtalente in den für sie günstigen Fall gesetzt, sich mit unsterblichen Größen der Dichtung in gleicher Verdammnis zu befinden.

Dührings Maßstäbe für die Größen der Litteratur sind, wie nicht erst gesagt zu werden braucht, in keiner Richtung die üblichen. „Es bleibt dabei, daß nur Geister, die sich in ihren Gegenstand angemessen zu vertiefen vermögen, ihm auch gerecht werden können. Solche wollen und können sich aber nicht auf alles und jedes einlassen; sie scheuen die ihrer unwürdige Arbeit und die zu ihnen nicht passende Gesellschaft. Sie sind ausnehmend wählerisch, und diese Eigenschaft ist auch zuträglich für ihr Volk und die Menschheit; denn Erinne-

rung und Geschichte sind nicht dazu da, ich will nicht sagen, sich an jedem Quark, sondern sich auch nur an jeder zeitweiligen Namhaftigkeit auf die Dauer zu versehen und mit ihr die menschliche Teilnahme zu belästigen. Letztere ist ohnedies mit Traditionen genug, ja davon überhäuft; man muß ausmerzen, die übrig bleibenden Werte sorgfältig ordnen und das Maß des Interesses darnach einrichten.“ Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser des guten Glaubens lebt, auf seinem Wege das allgemeine Beste zu fördern, wenn er als Vertreter einer gleichzeitig „antireligionischen (!), antimetaphysischen und antipolitischen Emanzipation“ die gesamte Dichtung und die Dichtercharaktere der Neuzeit darnach beurteilt, wie weit sie zu diesen Zwecken mitgewirkt haben. Wichtiger ist es, zu ergründen, wie es möglich ist, daß Dühring auch nur einen Augenblick glauben kann, seine subjektiven Anschauungen in allgemeinere zu verwandeln, den Widerstand, der nicht nur in historisch-ästhetischen Überlieferungen, sondern in den elementaren Bedürfnissen der menschlichen Natur begründet ist und auf den er treffen muß, so zu unterschätzen und sich Leser und Schüler vorzustellen, die die tiefreichenden und merkwürdigen Widersprüche, die das Buch durchziehen, überhaupt nicht wahrnehmen. Ein ernster Geist, wie Dühring ist, kann sich doch nicht darüber täuschen, daß das Beifalljauchzen der ungeheuern Mehrzahl der Religionslosen und Religionsverächter unsrer Tage für ihn nichts bedeuten will. Diese Mehrzahl wünscht die religiöse Anschauung nur abzustreifen, um jede sittliche Forderung mit über Bord zu werfen, Dühring verschärft und erhöht die sittlichen Forderungen im stärksten Maße. Und sein Antisemitismus, wie er es nennt, mag wohl antisemitischen Radauabblättern als Rüstkammer erscheinen, ihr Pfeile und Keulen gegen eine Anzahl jüdischer Schriftsteller und verächtlicher Journalisten zu entnehmen, aber die Masse der Partei denkt doch nicht daran, sich die Dühringschen Maßstäbe für die Messung ihrer Walhallagrößen anzueignen. Der Verfasser muß also im Ernst glauben, daß ihm ein großer Zug der allgemeinen Geistesentwicklung Recht geben, ihm zum Siege über den ästhetischen Trug verhelfen werde, der ihm als eine andre und gefährlichere Art von Pfaffentrug gilt.

Soviel wir sehen können, sind es namentlich drei Grundanschauungen, von denen der Verfasser bei seiner vernichtenden oder sagen wir mit ihm „aufräumenden“ Kritik der modernen poetischen Literatur erfüllt ist. Er legt, so sehr er sich auch dagegen verwahren mag, der Dichtung gegenüber dem, was in seinem Sinne Philosophie, in seinem Sinne Wissenschaft ist, ein verhältnismäßig geringes Gewicht bei und ist vollkommen überzeugt, daß sich dies Gewicht noch unablässig mindern müsse. Ihm ist „die ganze Poesie, wie sie weltgeschichtlich vor uns liegt, sozusagen zu neunhundertneunundneunzig Teilen eine Kinderei. Diese Kindheits Tatsache der Menschheit berechtigt aber nicht, die Albernheiten dieses Spiels in alle Zeitalter fortzusetzen und nie zu reifen.“ Sodann scheint ein starker Drang der Wirkung für das öffentliche Leben, eine

Grenzboten II 1895

nicht unerhörte, aber in diesem besondern Falle geradezu unglückselige Überschätzung dessen, was man öffentliches Leben nennt, gegenüber allem, was er Privatleben nennt, in Dühring lebendig zu sein, er scheint kein Organ für die Fülle, den Reichtum, den unverfälschten Lebensquell dieses verachteten Privatlebens für die Poesie zu haben. Endlich verwahrt sich zwar Dühring sehr energisch dagegen, irgend welchen Außerlichkeiten großes Gewicht beizulegen, und teilt sicher nicht den Standpunkt jenes Bankiers, der beim Betrachten von Kostümbildern aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ausrief: „Der schwarze Gehrock ist doch das einzig würdige Kleid des Mannes!“ Aber er müßte kein „Aufklärer“ sein, um nicht etwas von der Geringschätzung der Vergangenheit und aller Erinnerung zu zeigen. Er tritt den Kunstwerken eines Cervantes und Shakespeare mit dem Satze gegenüber: „Durch die Gemischtheit des dauernden mit unzusagendem Inhalt wird die Wirkungsfähigkeit geringer, und das Unzusagende muß in dem Maße wachsen, in dem die Denkweise sich durch bessere Erkenntnisse oder Zustände ändert, sich also das Wissen berichtigt oder das Fühlen veredelt,“ und macht in dem ganzen Verlauf seines Buches von diesem Satz den ausgedehntesten und gelegentlich den unberechtigtesten Gebrauch.

(Schluß folgt)



Schimi

1



n der Akademiestraße Nr. 1 hat fast jede Familie ein Zimmer zu vermieten. Zum Quartalwechsel kocht die Hausfrau einen Mehlkleister, und dann geht sie in der Dämmerung mit der Tochter aus. Die Tochter trägt ein Bündelchen Zettel in der Hand, auf die wacklige Buchstaben gemalt sind. Die Mutter hat den Kleistertopf im Arm und den Zipfel ihres Tuchs darübergedeckt.

Sie gehen in die Theresienstraße und die Barerstraße hinauf in die Bahnhofsgegend. Beim Stachus, wo sich die vielen Pferdebahnen kreuzen und der Schnee braun und breiig geworden ist, weil man ihn in München liegen läßt, wo er von Gottes wegen hinfällt, heben sie die Röcke auf und waten durch. Sie kommen bis zum Frauenplatz und zur Löwengrube, und überall, wo eine Dachrinne vom Hause herunterleitet und den Spülicht vom Dach auf den Bürgersteig gießt, halten sie an. Jede solche Regenrinne ist an ihrer Mündung von